

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-68198](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-68198)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 7. September 1847.

№ 72.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in $\frac{1}{2}$ Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Ein Aufstand auf Helgoland.

Von einem solchen haben uns die Zeitungen zwar kürzlich berichtet, aber, wie ein Hamburger Blatt sagt, in jener modernen diplomatischen Correspondenten-Weise, und darum auch eben so ungenügend als unverständlich. Ein zuverlässiger Augenzeuge berichtet jenem Blatte die einfache Wahrheit der Begebenheit folgendermaßen:

„Die Badegäste Helgolands waren bereits sämtlich indignirt über verschiedene Uebelstände und Unannehmlichkeiten dieses Eilandes, und fast noch mehr über die gleichgültige und beleidigende Weise, mit welcher man ihre Beschwerden entgegennahm. Wenn man sich auf den Dünen Bewegung machen wollte, mußte man durch den Sand waten, da nur bis zu den Badekarren zwei schmale Bretter gelegt sind. Wollte man sich erholen, so fehlte es auf den Dünen und im Oberlande Helgolands an Bänken. Im Unterlande zu promeniren ist kaum möglich, da aller Schmutz und alle Steine, wie sie Wind und Wetter und Faulheit dort hinwerfen, ruhig liegen bleiben. Im Oberlande wird die schöne Luft, die man auf Helgoland so theuer bezahlen muß, durch offene Müllkästen und ungereinigte Rinneleine vergiftet. Wollte man sich restauriren, so mußte man für größtentheils schlechte Speisen und Getränke enorme Preise zahlen, und wollte man auf dem Meer spazieren fahren, so mußte man lange feilschen, da die Schiffer oft für eine Stunde 8 bis 10 Mark (3—4 $\frac{1}{2}$ Grt.) forderten. Dazu kam noch die höchst langsame Bedienung und unverschämte Grobheit vieler Kellner, und endlich der Spektakel, die Bettelerei und Gaunerei der Helgolandschen Jugend, welche dem Fremden fast noch verderblicher als die in Paris und Berlin erscheint. Eines Morgens verbreitete sich auf den Dünen unter den Badenden das Gerücht, der Graf N. N. habe eine Schrift gegen diese Uebelstände aufgesetzt und in derselben mehrere Wünsche

zur Abhilfe und Verbesserung ausgesprochen. Mit dieser sei er ins Conversationshaus getreten und habe sie einem der Directoren der Helgolander Landschaft vorgelegt, sei aber dafür auf das Gröblichste behandelt und in roher Weise zur Thür hinausgewiesen worden. Man kann sich die Aufregung unter den Badegästen denken! Jeder hatte schon Groll genug verschluckt und was nun dem Einen geschehen war, war Allen geschehen. Kaum im Unterlande angelangt, begaben sich sogleich mehrere Herren zum Grafen N. N., um sich die Wahrheit des Gerüchtes bestätigen zu lassen. Als dies geschehen, vereinigten sich die einzelnen Gruppen dahin, um $11\frac{1}{2}$ Uhr eine Versammlung der Badegäste auf dem Plateau des Conversationshauses anzuberaumen. Diese fand denn auch Statt und bot das Miniaturbild einer politischen Volksbewegung. Das weite Plateau war mit aufgeregten Männern überfüllt, aus allen Fenstern der umstehenden Häuser guckten und hörten die Damen zu. Auch unten standen viele neugierige Gäste und Helgoländer. Von Zeit zu Zeit wurde auf dem Plateau Ruhe erbeten, mehrere Herren bestiegen den Rednerstuhl und besprachen das Vorgefallene in freiester und lautester Weise, und wurden von Zeit zu Zeit durch die noch lautere Zustimmung der umstehenden Hörer unterbrochen. Das Resultat war: man sei einig darüber, daß in dem Grafen N. N. alle Badegäste beleidigt seien und viele Uebelstände auf Helgoland wären, welche man nicht mehr ertragen wolle. Zuörderst aber müsse der betreffende Herr des Directoriums öffentliche Abbitte leisten, wozu man die fünfte Stunde des Nachmittags feststellte. Gesähete dies nicht, so seien die meisten Gäste Helgolands bereit, auf den nächsten Dampfschiffen das Eiland zu verlassen, jedenfalls aber würde in den gelesesten deutschen, französischen und englischen Zeitungen bekannt gemacht werden, was man in Hel-



goland für theures Geld zu gewärtigen habe und wie man behandelt werde. — Wie verlaniet, bestürmten nun die bessern Helgoländer selbst jenen Director, die Abbitte zu leisten. Derselbe entschloß sich auch dazu und las die ihm vom gewählten Comité des Badepublikums vorgeschriebene Abbitte vor vielen, vielen Hundert Personen ab. Auch in dieser zweiten Versammlung, die noch viel bunter, belebter und stürmischer als die erste war, wurden verschiedene Redner gehört, noch mehr aber die höhrende Jugend Helgolands. Die Mühe trat wieder ein, nachdem die Abbitte geschehen, ein Kellner des Conversationshauses augenblicks entlassen und außerdem festgestellt war, daß sich unter den Badegästen alle acht Tage ein Comité wählen solle, welches künftighin alle Beschwerden entgegennehmen und die Zufriedenheit der Gäste Helgolands mit Helgoland vermitteln würde. Ob dies zu Stande kommt, an wen sich die gewählten Herren wenden, und was sie ausrichten werden, das sind Fragen, welche der Berichterstatter noch nicht beantworten kann. Auf der freien Insel Helgoland, inmitten des freien Meeres und unter dem Schutze des freien Englands, herrscht noch das Alte, Herzogtrachte tyrannisch.“

Ein Jahrmarktsvorfall und Reflexionen darüber.

In der Nähe meines Wohnorts war zu Anfang dieses Sommers Jahrmarkt. Ich wundere mich gar nicht, daß man dieses Vergnügen von jeher liebt und daß es besonders für uns Landbewohner einen so großen Reiz hat. Sind doch unsere Jahrmärkte gleichsam unsere Volksfeste! Findet doch fast Jeder hier die Art der Vergnügungen, zu der seine Kasse, sein Geschmak, seine Bildung und der herrschende Ton seiner Umgebung ihn einladen. Nimmt man hinzu, wie der hier dargebotene Genuß für Viele auf dem Lande beinahe der einzige im Jahre ist, so kann die bedeutende Rolle, welche unser Jahrmarktswesen in der Reihe unserer Volksfestbelustigungen spielt, durchaus nicht befremden. Ich selbst verweilte in jüngern Jahren gern einige Stunden auf dem Jahrmarkt und noch jetzt denke ich mit innigem Vergnügen an die glücklichen Abende zurück, die ich hier im Kreise trauter Jugendfreunde verlebte. So ließ ich mich auch diesmal, obgleich der Ernst meiner Jahre nicht so recht mehr für derartige Freuden passen will, von meinen Kindern bestimmen, mit ihnen in Gesellschaft eines Nachbarn hinzufahren. Nachdem ich, daselbst angekommen, längere Zeit hindurch das Thun und Treiben der verschiedenen Volks-

klassen theilnahmlos mit angesehen — wie man denn zu Zeiten im dichtesten Menschengewühl sich völlig isolirt finden kann — trat ich in Begleitung eines Standesgenossen in eine stark besuchte Bude ein, um mich, der Mahnung des Weisen der Vorzeit eingedenk: „Was ist das Leben, da kein Wein ist!“ durch ein Gläschen edlen Nebensafts, wo möglich, in eine mehr heitere Stimmung zu versetzen. Allein man kann sich gar sehr in seiner Rechnung betrogen finden. Dies wurde auch ich hier gewahr. Ein Mann nämlich, ein sogenannter Tyroler, der Himmel weiß, durch was für Schicksalsstürme aus einer frühern bessern, vielleicht glänzenden, Karriere zur bedauernswürdigen Rolle des Lustigmachers herabgesunken, machte hier in Gesellschaft mehrerer weiblichen Individuen den nobeln Wankelsänger. Unter dieser Firma brachte derselbe eine ganz eigene Waare zu Markte. Er hatte sich nämlich die Aufgabe gestellt, die Thorheiten und Verkehrtheiten unserer Zeit, wie sie sich in unserm Gesellschaftsleben, in Kleidertrachten u. s. w. auszusprechen, in ironischen Knittelversen, halb singend, halb declamirend, zur Anschauung zu bringen. Das Ganze war indessen wenig Meelles; leichter Witz, elende Plattheiten, grobe Uebertreibung; geeignet, die Dame von urbaner Sitte in einem ziemlich hohen Grade zu beleidigen. Hierauf beschränkte sich aber der Lustigmacher nicht; er ging weiter und zog achtungswerthe Stände der bürgerlichen Gesellschaft in den Bereich seiner sarkastischen Laune; zum Mindesten wurde der Stand, dem ich anzugehören mir zur Ehre rechne, der Volkslehrerstand, ein Opfer derselben. Der Schulmeister, wie er sich auf eine pedantisch-lächerliche Weise abquält, seinen Schülern die Kenntniß der Buchstaben geistlos beizubringen — Notabene: einzublauen — wurde von ihm, unter dem Beistande der Mimik, zur Darstellung gebracht. In wiefern es ihm glückte, treu nachzuahmen, kann ich nicht sagen, da mir eine solche widerliche Erscheinung — pädagogische Mißgeburt, möchte ich sagen — während meines fast dreißigjährigen Lehrerlebens unter den Gliedern meines Standes noch nicht vor die Augen gekommen ist. Mag das vorige Jahrhundert zu ihm wirkliche Exemplare geliefert haben, so hat doch unsere Zeit, wie ich hoffe, demselben schon lange den Abschied gegeben. Warum denn — frage ich — dieses Ungehum immer wieder von Neuem aus dem Grabe herausbeschwören? — Kann dies frommen? — Im Gegentheil: Wird nicht Dieser und Jener dadurch in seinen verschrobenern Begriffen, die er von der Volksschule hat, völlig festgebannt und somit die Wirksamkeit und der

Einfluß derselben auf das Wohl des Ganzen vermindert und aufgehalten? Und was muß die Jugend, die nur zu oft Zeuge von solchen Auftritten ist, davon denken? — kann und wird sie darnach die dem Lehrer schuldige Achtung noch bewahren? — Nur zu oft nicht! — Lasset also das Ungethüm ruhen und der Vergessenheit anheimfallen. — Daß die afföse Darstellung schon an sich höchst verlegend auf mein Gemüth einwirkte, wird Jeder, dessen Gefühl für Anstand und gute Sitte nicht gänzlich abgestumpft ist, sehr natürlich finden. Konnte es denn anders sein? — Allein ein tiefer Schmerz, wie ein elektrischer Schlag, durchzuckte meine Brust, als jetzt nach Beendigung derselben ein fast ungeheilter und rauschender Beifall von Seiten der Anwesenden — Einer derselben verlangte sie sofort da capo — sich kund that und ich nur Wenige bemerkte, die, den Mißgriff erkennend und von ihrem bessern Gefühle geleitet, durch Stillschweigen ihren Unwillen darüber an den Tag legten. Jetzt litt es mich nicht mehr hier. Die Lust, noch länger an diesem Ort der Freude, wie überhaupt auf dem Markte zu verweilen, war mit Hülfe der inhumanen Rücksichtslosigkeit gänzlich entflohen und in trüber Stimmung, viel trüber, als ich gekommen, verließ ich den Markt und wanderte meinem stillen Dorfe zu.

Auf dem Wege dahin hatte ich Muße genug, über den so völlig unerwarteten Vorfall nachzudenken. Ich thats und machte mancherlei Reflexionen darüber. Als ich das eigene Haus erreicht hatte, setzte ich mich ans Pult und schrieb sie nieder. Zwar hatte ich sie Anfangs nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, allein durch den Umstand veranlaßt, daß sich höchst wahrscheinlich nach einigen Tagen der ärgerliche Austritt auf einem andern, in hiesiger Gegend Statt findenden Jahrmarkte erneuern wird, geschieht dieses mit einem Bruchstücke derselben hiermit dennoch. Mag es sein, daß Dieser und Jener sie unpassend, schulmeisterlich findet; das kümmert mich nicht; mir erscheinen sie ein Wort zu seiner Zeit. Wir Lehrer sind gewohnt, unsern Unterricht in Lektionen einzutheilen; vielleicht können auch sie für diesen und jenen Leser einmal eine gute Lektion werden. Bringt doch oft ein Samentörnchen Frucht, dem man es kaum zugetraut hätte! Sollte es auch nur sein, daß Dieser und Jener, der bisher von dem segigen, den Anforderungen unserer Zeit gemäßen, Schulunterrichte keine Ahnung hatte, durch sie sich bestimmen ließe, einmal in eine gute Volksschule einzutreten, um mit eigenen Augen das Thun und Treiben darin wahrzunehmen. Dann, hoffe ich, werden ihm die Augen aufgehen und er wird gewahr werden, daß der Lehrer un-

serer Zeit, hat er anders dieselbe begriffen, auch noch etwas mehr kann und thut, als Buchstaben eintrichtern, Federn schneiden und Dinte rühren. Zugleich hätte ich meine Absicht in Betreff der Veröffentlichung derselben erreicht und die Stunde, die ich auf das Niederschreiben derselben verwendete, würde ich für keine verlorene ansehen. Doch ich darf über diese Andeutungen, soll nicht eine lange Abhandlung, die sich wohl für diese Zeitschrift nicht eignen würde, aus ihnen erwachsen, nicht hinausgehen. Vielleicht komme ich zu einer gelegeneren Zeit auf sie zurück und fasse alsdann Einiges, was mit ihnen in näherer oder entfernterer Beziehung steht, etwas schärfer ins Auge. Hat doch im Leben so manches Ding auf den ersten Anblick eine gar ungeschuldige Physiognomie; kommt man demselben aber näher auf den Grund, so wird man bedenklich und kann sich, ohne eben ein milzächtiger Mikrologe zu sein, mitunter eines geheimen Grauens nicht erwehren. Hiermit gehe ich zu den versprochenen Reflexionen über.

(Schluß folgt.)

Der Gustav-Adolphs-Verein zu Elsfleth

wurde im Sommer 1844 ins Leben gerufen, und es hatte sich derselbe von vorn herein einer so lebhaften Theilnahme zu erfreuen, daß schon in der ersten Versammlung von den darin zahlreich Anwesenden zur Wahl des Vorstandes und eines Rechnungsführers so wie zum Entwurf der Statuten und Einzahlung der Beiträge geschritten wurde. Nach den Statuten nun war es Pflicht des Vorstandes, alljährlich eine Zusammenkunft der Mitglieder des Vereins zur etwaigen weiteren Berathung und Einzahlung der jährlichen Beiträge zu veranlassen, und darin zugleich über die Art und Weise der Verwendung der eingezahlten Beiträge Auskunft zu ertheilen. Seit jener ersten Versammlung sind nun aber bereits drei Jahre verflossen, ohne daß auch nur das Geringste in der doch so wichtigen und guten Sache geschehen ist, ungeachtet der Vorstand zu wiederholten Malen daran erinnert, ja sogar im vorigen Jahre einmal in diesem Blatte öffentlich zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten aufgefordert worden ist. Die Wichtigkeit der Sache giebt indeß Veranlassung, diese Aufforderung hiemit nochmals zu wiederholen, und den Vorstand recht dringend um Wiederauffassung der guten Sache zu bitten.

Mehrere Mitglieder des G.-A.-V.
zu Elsfleth.

Das Plagiat in den „Neuen Blättern.“

Die Redaction der „Neuen Blätter“ spricht sich in ihrer letzten Nummer sehr empfindlich darüber aus, daß wir Veranlassung gefunden und genommen, einen ihrer Mitarbeiter des Plagiats zu beschuldigen; statt aber diese Empfindlichkeit, wie zu erwarten gewesen wäre, gegen ihren Mitarbeiter auszulassen, kehrt sie dieselbe vielmehr gegen uns und nimmt jenen in Schutz; sie nennt unsere Beschuldigung ein „breites Gerede“ und macht dabei selbst einen höchst unglücklichen Versuch, spitz zu sein. Wir hatten unsere Beschuldigung nicht so oben hin ausgesprochen, wir hatten sie durch Gründe gerechtfertigt, wir hatten Beweise für die Wahrheit derselben geliefert, schlagende, unumstößliche Beweise und hatten deren auf Verlangen noch mehr versprochen. — Durch zwei Stellen — eine aus dem Original und eine aus der Umschreibung desselben glaubten wir, das Plagiat deutlich genug gezeigt zu haben — wir lassen diese Stellen hier auf die Gefahr hin, wieder breit zu werden, noch einmal abdrucken.

Das Original:

„Ein Staatsmann, welcher die Preise künstlich zu drücken sucht, anstatt das Verhältniß zwischen Bedarf und Vorrath günstiger zu gestalten, ist genau in demselben Sinne Quacksalber, wie ein Arzt, welcher heilsame kritische Ausscheidungen mit roher Gewalt zurückdrängt.“

Die Umschreibung des Hrn. B.:

Eine Regierung, welche, unvermögend ein günstigeres Verhältniß zwischen Bedarf und Vorrath herbeizuführen, darauf ausginge, durch künstliche Mittel die Preise zu drücken, wäre einem Quacksalber gleich, welcher bei krankhaftem Organismus des Körpers heilsame Ausscheidungen mit Gewalt zurück zu halten versuchen wollte.

Das scheint aber liebe Redaction ganz übersehen zu haben, sie kann nach diesem sogar noch „dem Verfasser mit dem Beweise zu Hülfe kommen, daß das Plagiat nicht begangen sein kann“; und nun kommt sie denn auch wirklich mit einem Beweise, aber mit was für einem! — daß sich Gott erbarme! — Sie sagt: „Wir finden das Original nämlich zufällig (?) in der am 16. August in Grimma erschienenen Nummer des „Verfassungsfreunds“, während der Aufsatz von B., der das Plagiat enthalten soll, an diesem Tage schon in den Händen des Sezers sich befand.“ — Der Sezer beschneigt Letzteres mit einem „Richtig.“ — Wozu aber diese Verschweigung? — Die Redaction hat wirklich ein Original zu dem Aufsatz von B. gefunden und will doch noch beweisen, daß derselbe keine Nachahmung, kein Plagiat, kein Gedanken Diebstahl sein kann! — Der Beweis aber soll darin liegen, daß das Original erst an dem Tage in

Grimma erschienen ist, als der Aufsatz bereits hier in den Händen des Sezers war! — Nun, wenn wir auch zugeben wollen, liebe Redaction wäre hier so befangen, so kurzschichtig gewesen, die Möglichkeit nicht einzusehen, daß das genannte Original auch sogar in einer erst nach einigen Jahren erscheinenden Zeitschrift noch einmal wieder abgedruckt werden könne und daß vielleicht der edle „Verfassungsfreund“ nicht der erste sei, der es abdruckte; so müßte sie doch bei aller Blindheit noch so viel herausgeföhlt haben, daß es eine pure Unmöglichkeit ist, eine Stelle aus einer noch nicht existirenden Schrift anzuführen. Herr B. aber thut dies, er ist bei einer Stelle in seinem Aufsatz wirklich so ehrlich, anzumerken, woher er sie genommen, aber auch nur bei einer einzigen Stelle und diese Stelle befindet sich gerade in dem Original, wovon die gute Redaction der N. Bl. glaubt, es sei erst nach dem Aufsatze des Hrn. B. im Druck erschienen. Wie das zugeht? — nun wir wollen der Redaction die Augen öffnen, wir wollen ihr das Räthsel lösen — es wird uns nicht schwer werden. Das vielbesprochene Original befindet sich nemlich auch im letzten Hefte der Cotta'schen „Vierteljahrsschrift“ im 5. Abschnitte von „den Heilmitteln gegen Fehreung“ und wenn liebe Redaction der Neuen Blätter die Nase in die Wefer-Zeitung vom 21. Mai d. J. stecken will, so wird sie allsobald Lunte riechen und sich — das hoffen wir — ihrer spitzigen Ausdrücke über unser „breites Gerede“ schämen. — Es ist unbegreiflich, wie grade die Redaction der N. Bl. mit so kindischen Beweisen vor das Publikum treten mochte; es wäre doch wahrlich ehrenvoller und würdiger gewesen, das Plagiat einzusehen und dem Mitarbeiter in Zukunft bei seinen Aufträgen mehr Gewissenhaftigkeit anzupfehlen, als sich so bitterböse gegen uns zu wenden. Am Schlusse ihrer sonderbaren Beweise trägt die Redaction der N. Bl. nemlich: „Wie soll man nun aber die Stirn bezeichnen, mit der unter solchen Umständen ohne Scheu die Beschuldigung eines Plagiats ausgesprochen wird.“ — Nun, wir haben nicht nöthig zu fragen, wie man die Stirn bezeichnen soll, mit der unter den angeführten Umständen das Plagiat hinweggeleugnet wird. — Aber mein Gott, welch „breites Gerede“ machen wir da schon wieder! — Ei nun, thut nichts — wir wollen doch nicht unterlassen, der Redaction der N. Bl. noch einige gute Lehren zu ertheilen; wir haben ihr dieselben zwar früher schon einmal an's Herz gelegt, aber es scheint, als wären sie nachgerade wieder in Vergessenheit gekommen.

Also: Die Redaction einer Zeitschrift muß stets darnach streben, einen philosophischen „Standpunkt“ einzunehmen, muß nie blinden Eifer bei Verrichtung ihres Geschäfts zeigen, muß immer ruhig Blut haben; dann wird sie nicht so leicht Gefahr laufen, dem Publikum lächerliche Blößen zu zeigen.

„Den Dank, Dame, begehrt ich nicht!“

Der Beobachter.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 10. September 1847.

N^o 73.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

An die Rose

vor Lina's Brust.

(Sonett.)

Du wiegest dich auf ihres Busens Welle,
Aus deinem Kelche drängt sich eine Zähre; —
So könnte auch mein Herz, das leidenschwere,
Gesehen, — wäre ich an deiner Stelle. —

Doch meine ihr geweihte Thränenquelle
Fließt ungesehen in meines Lebens Leere,
Und unerreichbar ist's, was ich begehre;
— In meine Nacht fällt keine Sonnenselle. —

O Rose! bald vergißt dein Purpurschimmer,
Dann weißt du länger nicht an ihrem Herzen; —
Drum flüstere der Heißgeliebten zu:

„Die Blume stirbt, — doch seine Liebe nimmer! —
„Verkenne nicht des Jünglings stille Schmerzen;
„Denn seine Schmerzen lindern kannst nur Du!“ —

Karl —.

Ein Jahrmarktsvorfall und Reflexionen darüber.

(Schluß.)

Man schließt vom Ganzen aufs Einzelne. Darf man — diese Frage stellte ich mir beim Zuhausegehen zunächst selbst — in besonderen Fällen auch umgekehrt, vom Einzelnen aufs Ganze schließen? Oder: Darf man von Bemerkungen, zu welchen einzelne Charaktere und Situationen im Leben Veranlassung geben, einen Schluß auf seine ganze Umgebung machen? Ist dieses erlaubt, — folgerte ich jetzt weiter — so sieht es mit deinem Stande, was die Stellung desselben in der bürgerlichen Gesellschaft betrifft, wahrlich zur Zeit noch sehr traurig und niederschlagend aus, und du bist so eben um eine

bittere Erfahrung reicher, um eine schöne zuversichtliche Hoffnung ärmer geworden. Denn wird derselbe nicht noch immer in der niedern, beschränkten Sphäre, in der er schon Jahrhunderte lang wie in einem Panzerhemde eingezwängt war, festgehalten? Begreift unser Volk — mindestens Viele aus demselben — den wichtigen Einfluß, den ein vernünftiger Schulunterricht auf die intellectuelle und moralische Volkskultur hat? Werden nicht im Gegentheil die Bestrebungen treuer Volkslehrer bald aus Unwissenheit, bald aus Indifferentismus, bald aus verächtlichem Stolze, der da wähnt, nur das Geld, das sehr oft der Zufall giebt, weil der Empfänger für keine bessere Gabe empfänglich war, bestimmen den Werth des Mannes, verkannt und ignoriert? Steht die Volksschule nicht noch immer in elend verkümmelter Stellung da? — Und doch hatte ich, dem guten, gesunden Sinne unserer Marschbewohner, wie derselbe sich auch ja auf andern Gebieten so unverkennbar zeigt, vertrauend, bisher des erhebenden Glaubens gelebt, auch unter uns, wie fast überall in den Gauen des deutschen Landes, seien bereits herrliche Sympathien für die hochwichtigen Angelegenheiten des gesammten Volksschulwesens, dessen immer bessere Gestalt — man erlaube mir diese Nebenbemerkung — ja hauptsächlich durch die Hebung des Volkslehrerstandes selbst bedingt ist, erwacht, und dasselbe dürfe sich nach dieser Seite hin ganz besonders einer immer regeren Theilnahme versichert halten. Liegt denn nicht dieser Glaube so nahe? — Liegen nicht die Gründe für denselben in der Sache selbst? — Für wen arbeitet der gute Volkslehrer? — Arbeitet er nicht für des Volkes schönste Interessen? Hat er sich nicht die geistige Mündigkeit — die große Idee, für deren Verwirklichung der Volkslehrer thätig ist — zur Aufgabe seines Lebens gestellt? — Ist denn — so fragte ich weiter — dieser dein Glaube nur Selbsttäuschung gewesen? — Nichts als ein liebliches Gebilde

